

Interview mit Antonia Lersch

„...also, ich hab' mich ja im Laufe der Zeit zu einer richtigen Rampensau entwickelt...“

Ulrike: Die Musik ist Dir schon mit der Muttermilch eingeflößt worden und hat Dich Dein ganzes Leben lang begleitet, in verschiedenen Formen. Du singst nicht nur mit Deinen Enkeln, Du hast auch zwei Betätigungsfelder gefunden, die außergewöhnlich sind.

Antonia: „Ich bin Mitglied des Ensembles vom Theater L.E.O. – das ‚Letzte Erfreuliche Operntheater‘ – und daselbst eher so für Wienerlied zuständig, das ich auch sehr heftig erforsche“. Dies in der Nationalbibliothek, ein Schwerpunkt sind jüdische Autoren, wegen des ganz eigenen Wortwitzes. „Speziell interessiert mich Coupletgut von ca. 1850 bis 1930. Da gibt's ganz viele Schmankerl zu finden. Auch solistisch bin ich zunehmend mehr tätig, was mir sehr Spaß macht.“

Das alles ergab sich durch einen Zufall, als Stefan Fleischhacker, Leiter von L.E.O. eine Begleitung suchte. „Es war Liebe auf den ersten Ton“. Anfangs war es hauptsächlich Begleitung, dann ‚dazuterteln‘, schließlich, nach anfänglichem Zögern Soli. „Das hat mich dann immer mehr gereizt, dann hab ich halt irgendwann ein Soloprogramm zusammengestellt – ‚Frauenliebe und –leben und andere Zumutungen‘. Es geht um die ungeheure Tatsache, dass die meisten Lieder über Frauengefühle von Männern getextet sind.“

Antonia hatte bereits mit 36 eine Bandscheibenoperation, 10 und 13 Jahre später weitere, somit über viele Jahre chronische Schmerzen. Dazu kam dann noch ein Unfall, der Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit zur Folge hatte. Wieder durch Zufall hörte sie von der Age Company, einer Tanzgruppe von Frauen im Alter von 50-75. Sie nahm an einem Schnupperwochenende teil und ist seither begeistertes Mitglied, hat abgenommen und ist viel beweglicher. „Viel wird wieder möglich, von dem man es nicht mehr erwartet hätte“.

„Mir geht's richtig gut, wenn ich auftrete. Also ich hab mich ja im Laufe der Zeit zu einer richtigen Rampensau entwickelt. Ganz egal ob das im Ensemble ist oder solistisch oder in der Tanzgruppe, es ist ganz einfach ein tolles Körpergefühl. Ich bin Schmerz-ambulanzpatientin, und wenn ich auftrete, vergesse ich manchmal sogar, die Tabletten zu nehmen und habe trotzdem keine Schmerzen, sogar beim Tanzen“.

Ulrike: Es muss schrecklich sein, über Jahrzehnte mit Schmerzen zu leben, wie bist Du damit fertig geworden?

Antonia: „Gute Frage. Ich hab es gelernt, normal oder sogar mehr als normal mit Schmerzen zu funktionieren. Ich hab eine Zeit lang in Deutschland gelebt, und da habe ich dann den ersten Bandscheibenvorfall gehabt. Mit Mann und drei Kindern und Tageskindern und Schmalspurausbildung an der Musikschule, wo ich dann Früherziehung und Grundausbildung unterrichten konnte. Es hat mir Spaß gemacht,

aber ich habe halt ständig die Schmerzen gehabt. Seit der Geburt meiner zweiten Tochter waren die mein ständiger Begleiter.

Ich habe das ganz selbstverständlich als meine Rolle angesehen, dass ich zu Hause bin und mich um die Kinder kümmere.“ Mein Mann ist sehr unterstützend. Er ist Bildhauer und Wotrubaschüler, und er versteht diesen Wunsch nach künstlerischer Betätigung. Wir unterstützen uns gegenseitig“.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten hat Antonia die Mentalität im Ruhrgebiet in den 16 Jahren ihres Aufenthalts dort schätzen gelernt – klare, direkte Sprache, rauher, aber nicht verletzend gemeinter Ton - und viel davon, seit 1985 wieder in Wien, vermisst.

Antonia: „Der Wiener Schmäh ist die in Zuckerwatte verpackte Spitze, die direkt auf den wunden Punkt zielt.“

Auch Antonias Eltern führten eine für diese Zeit erstaunlich partnerschaftliche Ehe. Ihre Mutter war Mitglied des Singvereines der Gesellschaft der Musikfreunde, daher häufig auf Tournee, was vom Vater unterstützt wurde. Missbilligenden Verwandten sagte er, er habe eine Frau geheiratet und keinen Putzfetzen. Eine Pflegeschwester des Vaters wohnte im Haushalt und kümmerte sich mit um die Kinder, liebevoll, aber übervorsichtig. Antonia ist dankbar, dass großer Wert auf musische Erziehung gelegt wurde, und die Eltern alles, was ihnen zeitlich und finanziell möglich war, taten, das zu fördern. Es wurde gesungen und musiziert, man ging in Konzert, Theater, Oper, Film, Museen. Gleichzeitig war es ihnen wichtig, die Kinder als politische Menschen zu erziehen, es wurde viel diskutiert. Die Eltern waren Sozialdemokraten, zu den Freunden der Familie gehörten auch ehemalige KZ Häftlinge. Nach deren plastischen Erfahrungsberichten kann Antonia bis heute Filme über Konzentrationslager oder Führungen dort kaum ertragen. Weniger fortschrittlich war die Einstellung des familiären Umfelds zur Sexualität. Aufklärung fand nicht statt, zu gegebener Zeit hat man medizinische Bücher herumliegen lassen. „Rote waren damals wohl genauso prüde wie Kirchliche, Sex fast wie schwarze Magie. Bei den Roten zählte vorwiegend auch nur Freundschaft.“

Antonia: „Ich finde es ganz, ganz schlimm, wenn Sprache zunehmend technisch und diese Neusprache dann weiter aufs Rudimentäre gekürzt wird. Man kann mit manchen Leuten überhaupt keine tiefsinnigeren Gespräche mehr führen, weil sie dazu kein Vokabular mehr haben. Ich bin meinen Eltern sehr, sehr dankbar, dass sie das bei uns gepflegt haben.“

Ulrike: Du hast das ja bei Deinen Kindern genauso gepflegt.

Antonia: „Ja, ja, und ich sehe, die geben es weiter. Meine Kinder haben ihren Babys vorgelesen und die lesen auch alle. Die, die es schon können, sind begeisterte LeserInnen. Das heißt aber nicht, dass sie nicht auch mit dem Computer umgehen können. Diese Skills, die man dazu braucht, haben die im kleinen Finger.“

Für mich ist es das Entsetzlichste, wenn Leute sagen, ich MUSS lernen, oder ich MUSS hackeln. Was da an Kraft verschissen wird, wenn man einen Job machen MUSS, den man überhaupt nicht mag. Die meiste Effizienz bringen Leute, die sich wohl fühlen und entsprechend ihrer Kompetenz eigenständig eingesetzt werden ohne große Kontrolle. Für mich geht alles, was sich jetzt wirtschaftlich tut und leider auch im Sozialbereich politisch durchgesetzt hat, in eine völlig verkehrte Richtung.“

Zur zukünftigen Entwicklung meint Antonia, die Wutbürger ließen sie hoffnungsvoll werden, Bewegungen wie Slowfood und Slowmotion sind Anzeichen, dass das Pendel wieder in die andere Richtung ausschlagen kann.

Auch ihre letzten drei Arbeitsjahre als Leiterin eines geriatrischen Tageszentrums waren von vorherrschenden wirtschaftlichen Maximen sehr negativ geprägt. Die vom ständig wachsenden mittleren Management vorgeschlagenen Sparmaßnahmen ließen kaum mehr Ressourcen für die eigentliche Pflege- und Betreuungstätigkeit.

Antonia: „Der Lebensverlauf ist ein Crescendo und Decrescendo. In der Decrescendophase ist es wichtig, die Ressourcen so lange wie möglich zu erhalten. Kindheit und Alter sind Phasen, die sich gleichen, daher werden auch ähnliche Techniken angewendet. Nur hat man im Alter kein Kindchenschema mehr und wird daher betrachtet wie menschlicher Sondermüll. Die Pflege heute ist meist defizitorientiert, sprich Zwangsbeglückung. Der angestrebte Standard basiert meist auf Maßstäben des Pflegenpersonals, selten auf Bedürfnissen der zu Pflegenden.

Alte Menschen fühlen sich dadurch gedrängt, werden unruhig, wütend und dann muss man Psychopharmaka geben, wo z. B. die Anwendung von Validation (= eine spezielle Kommunikationstechnik in der Arbeit mit hochbetagten Demenzerkrankten) die Situation entschärfen kann. Pflege kann nur dann gut sein, wenn sie Bedarfs- und Bedürfnisgerecht, mit ausreichend Zeit und professioneller Zuwendung erfolgt.

Ulrike: „Was würdest Du für ein aktives Altern und möglichst langes Erhalten der Ressourcen empfehlen?“

Antonia: „Reisen, sich mit aktuellem Tagesgeschehen beschäftigen, Kinder zu haben, Enkel zu haben, eine Familie in die man eingebettet ist, sich auch um andere zu kümmern, sein soziales Umfeld zu erhalten, traurige oder belastende Dinge abzuschließen. Das sind lauter Dinge, wo ich das Gefühl habe, die muss man üben, und das wird leichter, wenn man in Bewegung ist. Wenn man sich geistig und körperlich in Bewegung hält, glaube ich, dass es viel leichter ist, flexibel neue Positionen, neue Perspektiven einzunehmen. Auch zu merken, ich lerne, aber ich lerne Sachen, die ich noch anwenden kann, die mich weiterbringen. Und Neugier, ich meine Neugier ist eines der wichtigsten Antiagingmittel - obwohl ich das Wort hasse – ich würde es lieber als Proaging bezeichnen. Antiaging heißt ja, ich negiere das Altern, und das ist schon einmal kontraproduktiv. Alle wollen alt werden, wollen aber nicht die unangenehmen Seiten des Alterns, z.B. körperliche Fähigkeiten eingeschränkt zu kriegen und zu verlieren, das will kein Mensch aushalten. Und sie

tun auch wenig dafür. Ich glaube das beste Proagingmittel ist Zufriedenheit, Neugier und Beweglichkeit.“

Bald kommt das 7. Enkelkind, und die Enkel halten auf Trab. Antonia sieht sich durch sie mit vielen Themen wie Fußball, neue Medien, neuzeitliche Musik etc. konfrontiert, denen sie sich sonst nicht zugewandt hätte.

Antonia: „Durch die Enkelkinder bleibt man stärker im Hier und Jetzt. Ich habe gemerkt, dass es für Leute, die allein leben, viel schwieriger ist, beweglich zu bleiben. Im Tageszentrum habe ich sehr viele Frauen als Klientinnen gehabt, die durch den Krieg keine Partner hatten und allein waren. Und da habe ich das Gefühl gehabt, dass durch diese Isolation und das schnelle Rausfallen aus einem sozialen Umfeld es sehr, sehr schwierig für sie war, da sie, als es beschwerlich wurde, keine Unterstützung gehabt haben. Es ist so wichtig, noch aktiv was zu machen, nicht nur in die reine Berieselung zu gehen über Fernsehen und Radio. Einsame lassen sich viel leichter gehen, die sacken in diese träge Isolation. Ich will das aber jetzt nicht werten – ohne Ansprechpartner ist es leichter, in die Depression zu fallen. Und in dem Sumpf ertrinkt man irgendwann einmal.“

Ulrike: „Wie ist es Dir persönlich damit gegangen, als Du gemerkt hast, Du bist jetzt im letzten Lebensdrittel angekommen?“

Antonia: „Bei mir war es ein fließender Übergang. Ich habe meine erste Bandscheibenoperation im Alter von 36 gehabt. Und da zu merken, dass ich manche Funktionen nicht mehr unter Kontrolle habe, dass ich manche Dinge nicht mehr machen kann, die ich vorher gern gemacht habe, das waren so die ersten Blitze des Älterwerdens. D.h., körperlich habe ich mich zu einem kalendarisch noch nicht so alten Alter schon uralt gefühlt, auch mit den Schmerzen, die ich gehabt habe.“

Dadurch hat sich Antonia bewusst für die Arbeit in der Geriatrie entschieden. Dort lernte sie Selbstbewusstsein, nichts köcheln lassen, Dinge abschließen. Wenn die Demenz einmal eingesetzt hat, kann man Themen nicht mehr aufarbeiten, aber sie bleiben im „Unbewussten“ belastend.

„Richtig aufgegangen ist es mir, da war ich 51, wie meine Mutter gestorben ist. Und bei der Einsegnung ist mir aufgefallen – so, jetzt habe ich keinen Schutzschild mehr, ich stehe jetzt in der ersten Reihe, in der Poleposition. Das war eine ganz starke Erkenntnis für mich. Ich hoffe, ich erspare mir den Krebs meiner Mutter und kann das Leben loslassen, wenn der Körper einmal irreparabel nicht mehr funktioniert.“

Vielen Dank für das Gespräch und Deine Zeit.

Autorinnen: Ulrike Rahmatian (Interview) Gerti Zupanich (Video)

